

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

Kleinecke, Rudolf: Aus Lieb' zu ihr. Eine Geschichte aus den Alpen

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Aus Lieb' zu ihr.

Eine Geschichte aus den Alpen.
Von Rudolf Kleinecke.



Die junge Bachschusterin steht an die Tür ihres Hauses gelehnt und schaut mit sehnenenden Augen gegen die Talweite hinaus. So war sie als Kind schon gerne immer gestanden. Und den sinnenden, sehnsüchtigen Blick hatte sie schon damals gehabt.

Kingsum die wuchsende Wildnis der Bergwelt. Düstere

Forste mit klotzigen Felswänden darüber und da und dort das kalte Weiß des schimmernden Firns. Das alles war dem jungen Weibe von je als ein Unnahbares, Drohendes erschienen. Von dort, von den Bergen her, kamen im Sommer die schweren Wetter gezogen, von dort fuhr im Winter der eisige Firnwind ins Tal und von dort kam das wilde Wasser des Lahnaches dahergebraust und fraß sich jedes Frühjahr immer ein Stück weiter gegen das Bachschusterhäusl hinein.

Gegen die Talweite zu aber war alles Licht und Leben und Sonne. Hellgrüne Wiesen mit dem leuchtenden Rot des wilden Mohns dazwischen, sogar ein paar goldgelbe Haferfelder auf der Sonnenseite und weiter draußen die schimmernden Häuser und der glänzende Kirchturm von Niederlahn. Das war freilich ein schöneres Schauen als in die Schrecknis des Hochgebirges hinein!

Sie hatte ja noch so wenig Sonnenschein gesehen auf ihrem Wege die junge Bachschusterin. Und einen Teil davon hatte sie erst erkannt, da es ganz finster geworden war um sie. Das mochte wohl den Ausdruck des ewigen Sehns in ihr Auge gelegt haben.

Den hellsten, wärmsten Sonnenschein des Lebens, die sorgende Mutterliebe, hatte sie kaum kennen gelernt. Wenn sie zurückdachte an ihre frühesten Jugend, sah sie sich immer nur mit ihrem Vater zusammen, einem alten sonderlichen Manne, der die meiste Zeit des Tages an dem Schuhwerk der Bauern herumflüchte und dabei gar wunderliche Reden von sich gab. Und die junge Bachschusterin wußte heute noch nicht, ob der Vater damals immer zu ihr oder zu sich selber, oder gar nur zu den alten Stiefeln gesprochen hatte.

Verstanden mochte das junge Kind wohl wenig genug haben, wenn der Alte einmal anhub:

Raher Hinfender Bote für 1915.

„Ja, gelt du, bist halt ein armer Häscher! Freilich wohl — Schulmeister sein in so einem Bergneß, wo die Kinder so wild und die Bauern so grob sein und der Herr Pfarrer gar so viel streng, da traut sich einer wie du gar nimmer recht auftreten! Man sieht dir's aber auch an: 's Oberleder noch ganz gut und die Sohlen doch schon abgenutzt vom fürsichtigen Gehen...“ Oder wenn er ein andermal den Stiefel des reichen Sonnleitner nach allen Seiten drehte und dazu brummte: „Na freilich, du hast's nit notwendig zu schau'n, wo du hintrittst. Ganz neu noch alles und dazu ein Trumm Riß im Oberleder! Liegt dir aber nit dran an dem Riß, gelt, Prozenbauer? Der Stein hat doch müssen wegsiegen, der dir im Weg gelegen is...“

Später, als die Kleine den Reden des Vaters aufmerksam zuzuhorchen begann, spann sie in ihrem Kinderköpfchen die Fäden weiter, so gut sie's verstand. Da wurde wohl oft recht krauses, verworrenes Zeug daraus, aber manchmal auch recht helle Weisheit.

„Was sinnierst denn, Dirndel?“ hatte sie der Alte einmal gefragt, da sie sich die längste Zeit, ohne ein Wort zu reden, spielend mit zwei Lederflecken unterhielt. Samtweich und glänzend war das eine, bocksteif und rauh das andere. Und das Dirndel sagte auf die Frage des Alten: „Gelt, Vater, das da“ — sie strich wie liebkosend über das weiche, samtene — „das is so wie der Gruber Franzl. Und das da“ — mit zaghaftem Finger schob sie das bocksteife weit von sich — „das is so wie der Waldreuter Jakob.“

Da hatte der Alte verständnisinnig geschmunzelt. „Schau, was mein Dirndel g'sieit is! Ja — aus dem weichen Leder da macht man die Weiberschuh', die grad nur zum Kirchgang und für 'n Tanzboden taugen, und aus den Buben, die herschaun wie der Gruber Franzl, da macht unser Herrgott die Leut', die nur fürs Glück bestimmt sind. Das andre aber, das bocksteife Leder da, muß gleichwohl auch sein, — da macht man die schweren Bundschuh für die Arbeitsleut' draus. Und so einer wird der Waldreuter Jakob wohl auch sein Lebtag bleiben. Wie 's Leder, so der Schuh. Wie der Bub, so der Mann.“

Es war wohl nichts Verwunderliches dran, wenn aus dem stillen Kinde mit den Jahren ein verträumtes, versommenes Mädcl heranwuchs, ganz anders geartet als alle ihre Schulkameradinnen und darum auch meist nie sonderlich vertraut mit ihnen. Nur zwei Kinder gab's in der ganzen Dorfschule, für die das Bachschusterdirndl ein tieferes Interesse aufzubringen wußte. Und diese zwei waren Buben: der Gruber Franzl und der Waldreuter Jakob. Zu dem einen schaute sie auf in stiller Be-

wunderung, und vor dem andern fürchtete sie sich.

Freilich, wer hätte auch den allzeit lustigen Gruber Franzl nicht gern leiden mögen? Der konnte Gesichter schneiden und Fazen machen, daß sich die ganze Schule stundenlang hätte dran ergözen mögen! Und wenn dann der Lehrer kam, war er plötzlich wie ausgewechselt, war aus dem närrischen Ganggerl mit einem Male der bravste Bub geworden, der alles wußte und konnte, bevor es der Herr Lehrer noch recht expliziert hatte! Und immer hatte er für das Bachschusterdirndl ein gutes Wort, eine Hilfeleistung bereit gehabt und hatte ihr Tag für Tag irgendwas Schönes mitgebracht in die Schule: heut ein Büschel Gartenblumen, morgen einen Apfel und einmal gar einen großmächtigen süßen Lebzelten, den er von seinem Vater am Kirchtage bekommen hatte . . .

Denkt das junge Weib, das da an die Tür des Bachschusterhäusls gelehnt steht, etwa eben an die schöne Kinderzeit und an den lustigen Gruber-Buben zurück, weil es mit gar so selbigem Lächeln gegen die Talweite hinaussträumt? Oder ist ihr jetzt plötzlich das Erinnern an den Waldreuter-Buben durch den Sinn gefahren, weil ihr Gesicht mit einem Male so einen finstern, ängstlichen Ausdruck zeigt?

Der Waldreuter-Bub der war von jeher das Gegenteil des Gruber Franzl gewesen. Was dem einen wie etwas Selbstverständliches angefliegen kam, mußte sich der andre durch schweres Lernen erst mühsam erringen. Und was der eine oft zu lustig und lebendig war, war der andre für ein Kind schier immer zu ernst und schweigsam. Das Bachschusterdirndl fürchtete sich Tag für Tag vor dem schweigsamen Buben, wenn er nach der Schule immer ein Stück hinter ihr das Straßerl gegen die Bergwildnis hineinmarschierte, und erleichtert atmete sie jedesmal auf, wenn sie das Vaterhaus endlich erreicht hatte. Was wußte denn die kleine dumme Dirn, wie gern der Bub plaudernd an ihrer Seite gegangen wäre, wenn er sich nur getraut und was zu reden gewußt hätte! Was wußte denn die, wie arg es ihn immer schmerzte, wenn sie mit ihrem lieben „Gelt's Gott tausendmal“ die Geschenke des Gruber Franzl entgegennahm, und wie gern er ihr auch immer etwas mitgebracht hätte von daheim, wenn nur beim Waldreuterhäusl was anderes gewachsen wäre, als Felsbrocken und Tannenzapfen!

Einmal aber hatte er doch etwas gebracht . . .

In Hemdärmeln hatte er gewartet auf sie am Wege, trotzdem der Firmwind schon die ersten Schneeflocken schneidend niederwirbelte. Und hätte vielleicht wieder nicht den Mut oder das rechte Wort gefunden, sie anzureden, wenn nicht diesmal das Dirndl selber verwundert stehengeblieben wäre und ihn gefragt hätte:

„Ja, was machst denn du im Schnee ohne Janke? Is dir denn nit kalt?“

Da stammelte er's heraus: „Bracht hab' ich dir was.“ Und hielt ihr das in seinen Lodenjanke gewickelte Geschenk entgegen.

Mit zaghaften Händen griff das Dirndl danach, und so ungeschickt stellten sich alle beide in ihrer Verlegenheit an, daß das zahme Eichkätzl, das in dem Loden versteckt gewesen, mit einem Male einen weiten Satz machte und im nächsten Augenblick zuhöchst oben in den verschneiten Aesten einer Fichte sich der goldigen Freiheit freute. Die kleine Bachschusterdirn aber hatte einen lauten Schrei ausgestoßen und vor lauter Schreck liefen ihr die hellen Tränen über die Backen, bis sie der Vater endlich ins Haus geholt und dem Waldreuter-Buben ein Duzend saftige Schimpfnamen an den Kopf geworfen hatte. Da trollte sich denn der Bub davon, als ob er weiß Gott was Schlechtes angestellt gehabt hätte. Und hatte doch auch nur einmal dem lieben Dirndl eine Freud' machen wollen . . .

Die Kirchenglocken von Niederlahn läuteten den Abend ein. Da fährt das junge Weib aus seinem Sinnen auf und tritt fröstelnd in das Haus. Es ist aber nichts mehr zu besorgen da drinnen. Der Tisch ist gedeckt, das Essen steht fertig am Herd. So rückt sie nur den Haken vom Feuer, daß sein Inhalt nicht ganz verprasselt, und geht seufzend wieder zurück auf ihren alten Platz vor dem Haus. Und schaut wieder sehnsüchtig gegen die Talweite hinaus.

Von dort her ist alles gekommen, was ihr Liebes und Schönes begegnet war auf ihrem Lebenswege. Aber dort hinaus hat man auch den Vater getragen, als er von ihr gegangen war auf Nimmerwiederkehr, — als sie zum erstenmal eigentlich erst begriff, welch warmen Sonnenschein seine wunderliche Güte über ihre Jugendzeit gegossen hatte.

Und dort hinaus war auch der Gruber Franzl gezogen, da er mit den andern gleichaltrigen Burschen des Dorfes zur „Stellung“ gemußt. Mit dem Sträußlein am Hut war er wieder gekommen, aber nur für kurze Zeit, dann hatte sie ihm wieder nachschauen können, wie er von neuem ging. Und diesmal für lange drei Jahre . . . Lachend und singend, wie es nun einmal seine Art war, hatte er Abschied genommen. Und hatte sie allein gelassen, kaum daß sie sich gefunden gehabt . . .

Denn das war schon früher geschehen — sie wußte selbst nicht wie — so wie ein Wetter kommt in den heißen Tagen des Hochsommers. Am Waldwieslein droben hatte sie Futter geschnitten. Und da war auf einmal der Waldreuter Jakob vor ihr gestanden und hatte sie angeredet: „Mußt nit erschrecken, Dirndl, ich will dir nit schlechts. Grad nur fragen will

ich dich was, weil ich morgen zu der Affentierung muß.“

Auf das hin war das anfängliche Erschrecken der Bachschusterdirn schnell verflogen und sie hatte ihm lachend geantwortet: „Ja du, da kommst aber an ganz wem Unrechten. Vom Kriegsführen versteh' ich dir grad so viel, wie ein Has' vom Händelfangen.“

Aber der Jakob war ernst geblieben, wie er es immer war, und hatte mit seiner rauhen Stimme weitergeredet: „Wann s' mich b'halten, muß ich drei Jahr' dienen. Und drei Jahr' sein eine lange Zeit. Da wußt' ich gern was G'wissens und — leicht wär's dir auch ein Trost, wann etwan dein' Vateru in der Zeit was g'sehen sollt' . . .“

Da er das Erschrecken sah, das über ihr liebes Gesichtel glitt wie ein Wolkenschatten über einen klaren Bachtümpfl, unterbrach er sich selber: „Aber geh, Dirndl, 's wird ja nit sein, — man sollt' nur doch inrigsmal an alles denken, was sein könnt' . . . Und 's is doch für jeden ein Trost, wenn er weiß, er hat wen, dem er zug'hört . . . Und so hab' ich mir halt denkt, wann du mir ein bißel gut kunnst' sein, — mein Hänsel im Waldgraben hab' ich vom Vater her, — viel wert is 's ja nit, aber halt doch ein Platzl, wo sich's hausen laßt, — 's Arbeiten g'reut mich auch, und gar wann ich für dich arbeiten kunnst', mein' ich, müßt'n wir uns'er schön's Auskommen finden — Gut tät'st es haben bei mir, das kann ich dir heilig versprechen . . .“

Weiter kam der Jakob nicht, denn die Bachschusterdirn hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stand nun zitternd und weinend vor ihm, grade so wie damals, da er ihr das heimliche Sich'kahl hatte schenken wollen . . .

Und da überkam den baumstarken Riesen selber eine Bangigkeit, daß er nicht wußte, was beginnen. Und im Halse würgte es ihn, daß die Worte nur schwer und röchelnd aus der Kehle wollten. „Wußt nit harb sein, Dirndl, — ich hab' dir's gut vermeint. Mir selber freilich am allerbesten . . . Aber wann's nit kann sein . . .“

Lange wartete er auf Antwort. Aber die Dirn hob den Kopf nicht und zog die Hände nicht vom Gesicht. Da ging er endlich langsam davon . . .

Dem jungen Weibe, das in den stillen Sommerabend hineinträumt, hebt ein schwerer Senfzer die Brust. Wo nur der Mann heut so lange bleibt? Es wird ihm doch wohl nichts zugestoßen sein? Sonst war er um diese Stunde immer längst schon daheim, hat sie begrüßt und umhals't, wie wenn sie erst sein Schatz wäre und nicht schon seit Jahr und Tag sein Weib. Und hat sie geküßt — geküßt — wie damals . . .

Wie damals. Noch waren ihr die Tränen an den Wangen nicht trocken gewesen, noch war das Zittern nicht von ihr gewichen, das ihr der plötzliche, so unerwartete Antrag des Waldreuter Jakob in die Glieder gejagt, da war mit einem Male der Gruber Franzl vor ihr gestanden. Hatte sie angelacht mit seinem sonnenheiteren Lachen und hatte gesagt: „Was weinst denn, Dirndl? Etwan gar, weil der schwarze Waldteufel zu die Soldaten muß? Geh weg, den nehmen s' eh nit. So eine Montur haben s' bei die Kaiserlichen gar nit, die dem passen tät! Und extra für den Waldreuter Jakob wird der Kaiser auch nit erst ein G'wand anschaffen lassen. — Und was der freßen kann! Da wär' ja gleich ein ganz's Regiment satt davon, was der allein brauch't. Nein, du, da brauch't kein' Angst nit haben. Und wann's gleich wieder zu ein' Krieg kommt mit dem Hadjschi Voja da drunt in Bosnien, dann erst recht nit! Denn da unten, hab' ich mir sagen lassen, wachst gar nix als Steinfelsen, und statt Rüh' und Däsen haben s' dort nix als Schaf' und Hammeln. Da könnt'n s' ja gar nit so viel Futterasch' nachführen, daß unser Waldteufel bei Kräften tät' bleiben und ordentlich Krieg führen könnt'! — Und dann, weißt, so ein Krieg is eh was recht Traurig's — da brauchen s' nit auch noch so traurige Leut dazu. Da sein dem Kaiser schon lieber so lustige Buben, wie ich einer bin. Denn lustig gelebt und lustig gestorben, ist dem Teufel die Rechnung verdorben!“

Die Bachschusterdirn hatte bei dem närrischen Geplauder nach und nach ihr stilles Lächeln wieder gefunden gehabt. Aber bei den letzten Worten des Burschen erstarb es von neuem und erschrocken blickte sie ihm ins Gesicht.

Da legte er den Arm um sie und flüsterte leis und zärtlich: „Was erschreckst denn, Dirndl? Wär' dir denn um mich auch ein bißel leid, wann s' mich da unten wo niederknallen tät'n?“

Das junge Weib weiß heute noch nicht, ob sie ihm denn damals überhaupt eine Antwort gegeben. Weiß heute noch nicht, wieso es gekommen war, daß sie ihm plötzlich mit Weinen und Lachen im Arme lag und sich küssen ließ — küssen — und ihn selber küßte . . .

Aber das weiß die junge Bäuerin, daß sie drei lange, bange Jahre auf ihn gewartet hat in zehrender Sehnsucht, in gläubigem Vertrauen. „Wann ich wiederkomm', dann heirat' ich dich,“ hatte er ihr beim letzten Kusse noch gesagt.

Aber als er wiederkam — die Soldatenmütze noch schief auf dem Kopf und lustiger und übermütiger denn je zuvor —, da schien er auf sein Versprechen vergessen zu haben. Hatte freilich auch genug andere Sorgen, wie sich die Bachschusterdirn zu ihrer Beruhigung und

zu seiner Entschuldigung vorjagte. Das Gruberische Anwesen war nie viel wert gewesen, — dazu waren alle, die den Namen Gruber trugen, viel zu leichtlebige Leut' — und nach dem Ableben des alten Bauern und während der Militärzeit des jungen war die Wirtschaft ganz verkommen. Eine starke Hand und ein fester Wille hätte das Besitztum wohl wieder in die Höhe bringen können, aber gerade diese beiden hatte der Franzl nicht. Kaum ein Jahr dauerte es, da war er alle seine Sorgen los, und das ganze Anwesen wurde bei der Versteigerung dem reichen Sonnenleitner, als dem Meistbietenden, zugeschlagen. „Kannst dir mitnehmen, was dir am liebsten taugt,“ hatte der damals in einer hochherzigen Anwandlung gesagt und hatte im selben Augenblick eine Heidenangst bekommen, was der Franzl nun wohl alles Wertvolles mitschleppen werde. Aber der war nur in das Blumengartel gegangen, hatte einen Topf mit Monatsrosen an sich genommen und gesagt: „Das Rosenstöckl da is mir immer das liebere gewesen. Das nehm' ich mit.“

Ein Rosenstöckl als väterliches Erbteil — da kann einer nicht viel anfangen damit. Der Franzl trug es der Bachschusterdirn ins Bachschusterhäusl zum Aufheben hin. Und weil es ihm dort gefiel und weil ihm dabei einfiel, daß er ja der Dirn einmal das Heiraten versprochen hatte, so schickte sich eins so gut zum andern, daß die beiden in kurzer Zeit ihren Ehrentag hielten.

Als ehrjamer Ehemann dachte der Franzl nun ernstlich auch an etwas, an das er bislang erst wenig genug gedacht gehabt: ans Arbeiten. Ging als Holzknecht in den herrschaftlichen Schlag, während sein junges Weib, das die Leute immer noch die Bachschusterin hießen, einstweilen das Heimwesen versorgte, daß es eine Freude war. Und am Samstagabend, wenn er heimkam, gab es in ganz Niederlahn und auf der ganzen Welt keine glücklicheren Leut' als das junge Ehepaar im Bachschusterhäusl.

Nur heute sitzt die graue Sorge auf dem Dach und singt ihr trübheliges Lied. Neun Uhr mag's schon sein und der Franzl ist noch immer nicht daheim! Das junge Weib legt ein frisches Scheit auf die verglimmenden Kohlen und geht dann zagenden Schrittes den Weg hinab, den ihr Mann kommen soll.

Unter den Fichten beim Bach ist's bereits stockfinster, und vorsichtig setzt die Bäuerin Fuß für Fuß. Aber die treibende Angst im Herzen läßt sie bald alle Vorsicht vergessen. Immer rascher wird ihr Schritt, immer hastender. Zuletzt hebt sie gar zu laufen an. Erst beim Bildstöckl, wo der Grabenweg einbiegt in den weiteren Talboden, steht sie tiefatmend stille. Das Herz klopft ihr fast zum Zerspringen. Die Angst, die Hast und jetzt — die Freud'! Dort kommt ihr Mann . . .

Einen Augenblick stutzt sie wohl, weil er gar so langsam und schwerfällig und ohne zu singen daherschreitet, als ob es gar nicht er selber wäre. Aber er muß es doch wohl sein — wer sollte denn sonst um diese Zeit in den ödweiligen Graben hereingestiegen kommen? Daß der Waldreuter Jakob eben da drinnen auch sein Häusl hat und eben heute auch vom Holzschlag heimkommt, daran denkt sie nicht. Denn den Waldreuter Jakob hat sie all die Jahre her keine zehnmal gesehen, und geredet hat sie mit ihm nicht ein einziges Mal mehr seit jenem Tage auf dem Waldwieslein



Die junge Bäuerin schlüpft schnell hinter das Bildstöckl.

Die junge Bäuerin schlüpft schnell hinter das Bildstöckl, um sich zu verstecken. Wenn ihr Mann vorbeikommt, will sie ihn recht erschrecken — zur Strafe, weil er sie heut so lang hat warten lassen. Und dann will sie ihm um den Hals fallen — aus lauter Freud', daß er nun doch endlich gekommen ist!

Aber der Mann vor ihr scheint sie auch schon bemerkt zu haben. Zögernd verhält er eine Weile den Schritt und biegt dann plötzlich rechts ab, als wolle er ihr auf dem Gangsteig, der über den Bründlkopf in den Graben leitet, ausweichen. Schnell springt die Bäuerin aus ihrem Versteck wieder hervor, ruft ängstlich seinen Namen in die Nacht und läuft ihm entgegen.

Und da sieht sie's nun plötzlich: es ist doch nicht ihr Mann. Es ist der Waldreuter Jakob. Verlegen steht sie vor ihm und keines weiß ein Wort zu sagen. Bis endlich er das Schwei-

gen bricht: „Geh nur schlafen derweil, Bäurin. Dein Mann wird sich wohl noch ein Mandl verweilen im Wirtshaus drunt, — auf den kannst heut nit warten.“

Da atmet sie erleichtert auf. Gottlob, daß ihm nur nichts geschehen ist! Jetzt will sie schon ruhig warten, bis er heimkommt.

An der Seite des Jakob schreitet sie den Weg zurück, den sie eben gekommen. Ueber das schwankende Brücklein hinein in den engen Graben, wo der Lahnbach rauscht und die hohen Fichten alles in Finsternis hüllen. Und es ist ihr so ängstlich zumute wie damals als Kind, wenn sie aus der Schule gegangen und der schweigsame Waldreuter-Bub hinter ihr hergeschlichen war.

Grade so schweigsam schreitet auch der stille Mann heute neben ihr daher. Kein Wort weiß er zu sagen, nicht einmal die Frage, wie es ihr gehe. Aber da sie nun das Heimwesen der Gruberischen erreicht haben, verhält er doch zögernd den Schritt. Als warte er auf ein Wort von ihr, als warte er, daß sie ihm die Hand reichen werde zum Abschied. Und da keines ist von beiden, dreht er sich mit einem rauhen „Gute Nacht, Bäurin“ plötzlich ab und verschwindet im Dunkel des Waldweges.

So ist denn die junge Bäuerin wieder allein in ihrer Behausung. Allein, wie sie es seit dem Tode des Vaters gewesen, — allein, wie sie es alle Tage der Woche ist, seit ihr Mann im herrschaftlichen Holzschlag arbeitet. Aber zum ersten Male allein am Samstagabend . . .

Die Sorge ist wohl von ihr gewichen, da sie weiß, ihrem Mann ist kein Unglück passiert, aber eine rechte Freudigkeit will doch nicht aufkommen. Ziellos geht sie von der Küche in die Stube, von der Stube in die Küche zurück, stellt dort die Teller zurecht, rückt hier das Essen ans Feuer und rückt es dann doch wieder weg davon. Und wartet.

Jetzt hört sie von weitem den Hornruf des Nachtwächters, der im Dorfe unten die Kunde macht. „Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen . . .“ Das ist die zwölfte Stunde, Mitternacht. Und ihr Mann ist noch immer nicht daheim. Der Hunger ist ihr längst vergangen, ebenso der Schlaf. Mit brennenden Augen starrt sie in das Licht der Lampe, in das Feuer des Herdes, in die Finsternis der Nacht. Und wartet.

Endlich ist der Mann daheim. Lustig und übermütig wie immer, aber von einer andern Lustigkeit als sonst. Der Weindunst, der seinen Kleidern entströmt, klingt auch aus seinen Worten heraus. Und ehe sich das junge Weib noch so recht seiner Heimkunft hat freuen können, liegt der Mann im Bett und schnarcht, ohne ihr auch nur Gute Nacht gesagt zu haben.

Da dreht sie seufzend die Lampe aus und begibt sich ebenfalls zu Bett. Auf das Nacht-

mahl, das am erlöschenden Herdfeuer längst kalt geworden ist, hat sie ganz vergessen. Sie denkt nur immer das eine, will nur immer das eine denken: „Wann einer die ganze Woche im Holzschlag arbeitet, wo er nichts sieht als die ödweilige Waldwildnis, wo er nichts hört als das Schreien der Hirsche und das Krachen der fallenden Stämme, so ist es ihm wohl zu gönnen, wenn er sich am Feierabend einmal ein Gutes tut.“ Und muß doch weinen dabei. Und ist ihr doch immerfort zumut', als sei ein dunkler Schatten gefallen auf ihr sonnenhelles Glück . . .

Wenn der leuchtende Sonntagmorgen zu den Fenstern hereinlacht und wenn einer mittlerweile seinen Rausch ausgeschlafen hat, dann sieht sich aber die Welt wieder in anderm Lichte an. Glückstrahlend wie immer geht die junge Bachschusterin an der Seite ihres Mannes dem Dorfe zu, und während des ganzen Hochamtes kann sie nichts anderes tun, als immerfort dem Herrgott danken, daß er's gar so gut gemeint mit ihr und ihr so einen lieben, lieben Menschen wie den Gruber Franzl zum Mann beschieden hat. Alle Angst und alles Bangen von gestern abend ist vergessen, und ganz recht ist es ihr, daß der Franzl diesmal nach dem Hochamt gleich wieder mit ihr nach Hause gehen will. Sonst hatte er ihr immer beim Grabnerwirt einen süßen Wein und ein Kipfel gezahlt, — aber heut ist's schon besser ohne das. Nach dem langen Alleinsein die ganze Woche her ist ihr ein Plaudern mit dem Franzl lieber als das Sitzen da zwischen all den vielen Leuten. Und so ein Stünderl mit ihm gibt sie nicht her für den süßesten Wein und für das mürbeste Kipfel!

Wie sie beim Grabnerwirt vorüberkommen, lacht ein lebfrisches Dirndlgesicht über den Gartenzaun. Und eine helle Stimme ruft dem Franzl zu: „Grüß dich Gott, Kaiserjäger!“

Da schaut die junge Bäuerin verwundert auf und fragt: „Wer is denn die?“

Aber der Franzl fährt nur mit der Hand durch die Luft, als wolle er eine zudringliche Fliege abwehren, und antwortet in recht geringschickigem Ton: „Die rothaarige? die is Kellnerin gewesen im Stadtl drein, wie ich noch bei die Kaiserjäger war. Jetzt is sie halt da beim Grabnerwirt als Kellnerin.“

Weiter ist nichts geredet worden von der neuen Niederlahner Cimoohnerin. Und der Sonntag ist vergangen wie alle andern Sonntage auch. In lauter Lust und Seligkeit. So gar auf ihr Fürnehmen hat die Bäuerin vergessen und den Franzl, da er Abschied nahm, um für eine lange Woche wieder in den Holzschlag zu ziehen, nicht einmal gebettelt: „Gelt, aber nächsten Samstag kommst mir nit so spät wieder heim . . .“

Zu was denn auch? So einen Guten wie der Franzl gibt's ja doch auf der ganzen Welt nicht mehr. Den könnten gleich zehn rothaarige, mudelsaubere Dirndeln locken, — dem ist doch sein Weib das Liebste. So wie ihr Mann ihr das Liebste, aber schon das Aller-allerliebste ist auf der ganzen weiten Welt . . .

Wieder ist Samstagabend und die Holzknecht' holen sich beim Herrn Förster ihren fälligen Wochenlohn. War doch eine gescheite Idee von der Herrschaft, daß sie ihre Forstkanzlei grad neben dem Wirtshaus hingebaut hat, — da kann so ein armer Holzknecht wenigstens vor dem Heimweg noch sein Glasel Wein in lustiger Gesellschaft trinken, wo er eh die ganze Woche keine Gesellschaft und keine Ansprach' hat und zu den fetten Schmalznocken nichts zu trinken kriegt als das klare Quellwasser!

Der Gruber Franzl ist auch unter ihnen. Und der Waldbreuter Jakob hat sich heut grad extra auch an seinen Tisch gesetzt.

Wie's neun Uhr schlägt vom Kirchturm, steht der Jakob auf und fragt: „Gehst auch mit, Franzl?“

Der aber rührt sich nicht und fragt nur dagegen: „Wohin denn?“

Da packt den Jakob eine ordentliche Wut. Aber er bezwingt sich und sagt in seiner gewohnten ruhigen Art: „Wohin? Heimzu halt. Ich mein', weil wir denselben Weg haben bis zum Bachschusterhäusl.“

„Aber geh,“ lacht der Franzl, „wirfst dich doch nicht fürchten, allein in der Finstern z' geh'n?“

Der Jakob bleibt immer noch ruhig. Nur seine Stimme ist rau, als koste es ihm Mühe, das Wort hervorzubringen. „Ich fürcht' mich nit, das weißt. Aber — dein Weib wart't z' Haus auf dich.“

Auf das hin wird auch der Franzl ernst. Aber nur ein ganz kleines Randl. Denn ernst sein und Gruber Franzl heißen, das sind zwei Sachen, die nicht zueinander passen wollen. „Mein Weiberl, sagst? Du, das laß mir nur aus 'm Spiel. So eine Feine gibt's auf der ganzen Welt nimmer! Die brummt und schimpft nit, wann ich auch einmal ein bissel später z' Haus komm'. Die tät' mir's sogar vergunnen, wann ich von der Reserl da einmal ein Bußel kriegen kunn't. Gibst mir eins, Reserl?“

Die Rothhaarige stellte eben ein frischgefülltes Glas auf den Tisch. Tat, als ob sie den Franzl abwehren wollte, und huschelte sich doch nur enger an ihn heran.

„Na, mach nur keine G'schichten, Reserl,“ schmeichelt der Franzl. „Wär' ja doch nit 's erste, das ich krieg' von dir. Weißt nimmer, wie ich noch als Kaiserjäger . . .“

Da hält ihm aber die Reserl schon die Hand

auf den Mund. Und weil sich der junge Bauer doch wehren muß dagegen, heben sie ein lustiges Ringen an und über Ja und Nein hat ihm die Rothhaarige ein Bußel auf den Mund gedrückt, daß es nur so klatscht und daß die Buben am Tisch alle ein lustiges Bravoschreien anheben.

Der Waldbreuter Jakob ballt die Faust, als ob er zuschlagen wollte. Dann kehrt er sich plötzlich ab und geht ohne Gruß aus der Gaststube. Wie ein Wilder stürmt er die menschenleere Dorfstraße hinaus und außerhalb der Häuser verläßt er gar den gebahnten Weg und rennt querfeldein über die Wiesen. Was sich ihm als Hindernis entgegenstellt, da setzt er im Sprung drüber weg wie ein scheugewordenes Roß, — über den rauschenden Lahnbach, über Buschwerk, über Bäume und Gattern . . .

Erst im Graben drin hält er still und schaut, hinter den Fichten versteckt, hinauf zum Bachschusterhäusl. Dort schimmert noch Licht zwischen den Scheiben. Dort wartet die Bäuerin auf ihren Mann . . .

Eine sinnlose Wut überkommt den Waldbreuter Jakob, daß sich das alles so hat wenden müssen. Hätte das Bachschusterdirndl doch ihn genommen — der glücklichste Mensch wär' er gewesen und auf Händen hätte er sie getragen und sie angebetet wie einen lichten Engel! Und der Lump dort unten im Wirtshaus vertut sein Geld beim Sausen und gibt sich mit dem rothaarigen Frauenzimmer ab . . . Was soll da werden, wenn etwan wer der Bäuerin das zutragen tut? Unglücklich wird sie sein und sich ihre lieben Augen ausweinen vor Scham und Leid, und keiner ist da, der ihr helfen könnt' . . .

Eine Stunde oder noch länger steht der Jakob so im Finstern, starrt unverwandt auf die lichten Scheiben des Hauses und zermartert sein armes Hirn, wie der Bäuerin wohl zu helfen wäre. Und endlich fällt ihm was ein. Mit langen Schritten geht er seiner einsamen Hütte tief drinnen im Graben zu und beginnt dort in der alten Truhe umzukramen, die fast all sein Hab und Gut enthält. Endlich hat er gefunden, was er gesucht: ein einfaches silbernes Kreuzchen an silberner Kette, wie es die Dirnen am Sonntag um den Hals geschlungen tragen. Das ist noch von seiner Mutter selig her. Und die Tränen schießen dem rauhen Waldteufel in die Augen, wie er das Schmuckstück beschaut. „Mußt mir nit harb sein, Mutterl, lieb's,“ — er glaubt es zu lispeln und es kommt wie ein Köcheln aus seiner Kehle — „aber weißt, nit schenken will ich's der rothaarigen Dirn, wenn ich ihr's gleich um den Hals leg' . . . Opfern tu' ich's, Mutterl, weißt, — für der Bachschusterin ihr Glück. Daß der Lump, der Franzl, seine Hand laßt von dem fremden Frauenzimmer und daß sich die Bachschusterin nit grämen tut, wann ihr etwan wer was zusteckt von dem

heutigen Bussel im Wirtshaus. Daß sie gleich auch die andre Neuigkeit hören kann: die rote Kellnerin is dem Waldreuter Jakob sein Schatz und nit ihrem Mann seiner . . . Gelt, Mutterl, bist mir nit harc darum . . . So viel gern hab' ich halt dem Franzl sein Weib . . ."

Und was noch keiner gesehen hat, — heut hätte man's sehen können: dem Waldreuter Jakob, dem Waldteufel, dem wilden, ließen die dicken Tränen über die knochigen Backen . . .

Der Mensch lebt so dahin und nimmt es nicht in acht, daß jede Stunde ihm das Leben kürzer macht. Der Spruch steht über der Türe des Rainerhäusls in Niederlahn, wo der alte Simmerl wohnt, der für die ganze Gegend die Marterln und Grabchriften malt. Aber ob der Spruch auch schon an die 200 Jahr' dort draufgemalen ist — genützt hat er bislang nicht viel.

Freilich, wer hätt' denn auch Zeit und Sinn, an so was zu denken? Die alten Leut' vielleicht, die unserm Herrgott für jeden Tag danken müssen, den sie noch zu leben haben. Dem jungen Volk aber vergeht so eine Wochen schier noch immer viel zu langsam. Sechs Tag' lang arbeiten und schufsten müssen, bis einer am

abend so allerhand Erinnerungen an die lustige Soldatenzeit wachgerufen hat . . .

Wie er aber endlich ins Wirtshaus kommt, sitzt schon der Waldreuter Jakob dort am Tisch, hat in der einen Hand noch die langstielige Holzhacken und hält mit der andern die rote Kefel um die Hüfte gefaßt. Und den Franzl blizt er aus seinen schwarzen Augen an, daß der gleich deutlich weiß: heut ist er da zu spät gekommen. So stürzt er in seinem Aerger nur schnell ein paar Halbe Wein hinunter und geht dann verdrossen heim.

Das ist dem Jakob eben recht. Mehr hat er ja gar nicht wollen. Und wenn er jetzt noch nach der Rothhaarigen schaut, so schaut er nicht ihre roten Lippen an und nicht ihre brennenden Augen, da schaut er nur nach dem silbernen Ketterl, das sie um den Hals geschlungen trägt, und ihm ist's, als müßte er dabei allfort sagen: "Vergelt's Gott, Mutterl, mein lieb's. Jetzt hat die Bachschusterin ihren Fried' und ihr Glück wieder. Vergelt's Gott tausendmal."

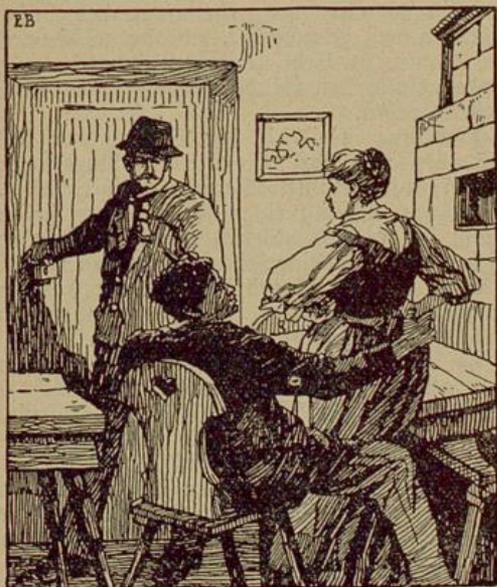
In der nächsten Zeit ist es gewesen, daß der Franzl und der Jakob zusammengekommen sind zur Arbeit im gleichen Schlag. Von früh bis abends haben sie nebeneinander gearbeitet, ihre Schmalznocken haben sie aus einer Schüssel gegessen und ihren Durst aus derselben Quelle gestillt. Und in der Hütte, die im Schlagwald aufgerichtet ist wie ein Zelt, aus ein paar Stämmen aufgebaut und gedeckt mit den Rinden der Waldbäume, da haben sie zusammen geschlafen.

Ein paarmal in der Woche ist's aber gewesen, daß der Franzl den Schlagwald verlassen hat, bevor er noch sein Nachtmahl ausgelöffelt gehabt. Und ist erst in der Früh wieder zur Arbeit gekommen. Der Jakob hat nicht gefragt, wo er denn gewesen, und der Franzl hat's nicht erzählt. Der hat nur gesungen und gejodelt den ganzen Tag, daß die Bergfinken, die der Hall der Aexte vertrieben gehabt, neugierig wieder näher zugeflogen sind gekommen. Und einmal hat er gesungen:

"Pfiad di God, mei liab's Bäuberl,
— Sagt mei Dirndl und lacht —
Hast in der Fruah mehr ka Zeit nit,
Ra so kumm halt auf d' Nacht!"

und hat dabei nach der Richtung der Graualm geschaut und einen Suchezer getan, als wolle er einen Gruß dorthin senden über Wald und Berg.

Da hat der Jakob gewußt, daß sein Kamerad nächtlischerweile nicht ins Wildern ausgehe. Und ein Schreck hat ihn gepackt, daß seine eigene dumme Liebesgeschichte mit der rothhaarigen Kellnerin ganz zwecklos war, daß er für niz und wieder niz das silberne Kreuzl seiner verstorbenen Mutter verschenkt hatte und



Wie er aber ins Wirtshaus kommt, sitzt schon der Waldreuter Jakob dort.

Samstagabend endlich wieder einmal ein bißel im Wirtshaus sitzen kann!

Dem Gruber Franzl hat es auch viel zu lang gedauert. Dafür will er sich aber auch heut schadlos halten. Die rote Kellnerin beim Grabnerwirt steckt ihm stark im Kopf — besonders nach dem Bussel, das am letzten Samstag-

daß der armen Wachsusterin doch nicht zu helfen wäre. Auf der Graualm gehn allerhand Leut' ab und zu — Jäger, Wilddieb' und die Knechte, die den Almnußen zu Tal tragen, — da redet sich so was bald herum. Und wann's der Wachsusterin zu Ohren kommt, so ist's aus mit ihrer Ruh' und ihrem Glück, und sie kann sich langsam zu Tod grämen über den Leichtsinne und die Untreue ihres Mannes. Das beste wär' schier, den Franzl selber träge ein Unglück! Um einen lieben Toten, den man im Himmel glaubt, weint sich's leichter als über einen Lebendigen, der einem die Erden zur Höll' macht . . .

Der Jakob haut die Art ins Holz, daß der himmelhohe starke Stamm erzittert bis in den Wipfel hinauf. Vor einer Viertelstunde noch hat er ahnungslos mit dem Franzl an der Säge gezogen, bis die sich durchgefressen hat zu zwei Dritteln durch das knietsehende Holz, — und jetzt liegt der Lump dort drüben im Sonnenschein auf der faulen Haut, jubelt ein G'seßl ums andre gegen die Graualm hinüber, und der Jakob weiß, warum er's tut . . .

Da hält er mit dem Hacken ein und schreit mit einer heiseren Stimme zu seinem lustigen Kameraden hin: „Franzl, wo bist denn wieder gewesen heut nacht?“

Der aber wendet nur halb den Kopf nach ihm herum, lacht mit dem ganzen Gesicht und gibt lachend zur Antwort: „Freilich, das werd' ich dir gleich auf d' Nasen binden, du Waldteufel, du schwarzer! Daß d' mir wieder ein Dirndl kunnst' abwendig machen, wie d' mir die Kessl beim Grabnerwirt hast abwendig g'macht! Na, mein Lieber, — ich vergunn dir die Höll' bei dem rothaarigen Teufel, aber laß du mir auch mein Paradeis in Ruh'!“

„Dein Paradeis is daheim bei dein' Weib. Nit bei die Schwaigerinnen auf der Graualm!“

Auf das hin hebt aber der Franzl nur noch lauter zu lachen an. „Jetzt schau mir einer den scheinheiligen Waldteufel an! Predigen möcht' er wie ein Kapuziner und hängt dabei seiner Mutter selig ihr silbernes Kreuz der nächstbesten herg'laufenen Kellnerin um den Hals! Weißt was, du — kümmer' dich fein um deine eigenen Sachen. Die Dirndeln auf der Graualm gehn dich gar nit an. Dort is mein Revier!“

Der Jakob hat mit beiden Fäusten den Stamm umfaßt, an dem er eben noch gehackt, als brauche er einen Halt, um nicht hinzustürzen auf den frechen Spötter. Das Blut drängt sich ihm ins Gehirn und ein Zittern geht durch seinen Leib, daß es sich fortpflanzt bis zum Wipfel des nur mehr an ein paar Holzfasern hängenden Stammes. Nur seine Stimme ist unheimlich ruhig, da er nun sagt: „Das mit dem Kreuzl bring mir nit unter die Leut', —

das rat' ich dir. Das is meine Sach', warum ich's verschentt hab'. Tüt mich auch nit kümmern, was du tust, — aber ich will, daß dein Weib nit wegen einer herg'loffenen Kellnerin oder einer leichtlebigen Almdirn ihre Ruh' und ihr Glück verliert . . .“

Da macht der Franzl große Augen und wird plötzlich ernst. „Ah, aus dem Loch pfeift der Wind? Mein Weib hat dir aufgetragen, daß d' mir nachspionierst?“ Der andre will ihn unterbrechen, aber der Franzl läßt sich nicht irremachen. „Jetzt versteh' ich schon,“ schreit er, „warum d' mich immer g'fragt hast, ob ich mit dir heimgeh' aus 'm Wirtshaus! Is dir eh grad recht g'wesen, daß ich's nit hab' tun mögen, — hast halt die G'legenheit benutzt, mein Weib auf'hegen gegen mich und dich selber schön z'machen dabei! Und hast dir etwan gar gleich dein' Judaslohn g'holt bei ihr in der Nacht, dieweil ich im Wirtshaus bin g'essen . . .“

Weiter kommt der Franzl nimmer mit seinem wüsten Reden. Das Zittern, das von den Armen des Jakob hinübergerieselst ist in den hohen Fichtenstamm, ist immer stärker geworden, und plötzlich hat sich der hohe Baum zur Seite geneigt, ein Krachen und Brausen ist zu vernehmen gewesen und ehe einer der beiden Männer noch gewußt hat, was da geschieht, ist der Stamm zur Erde gestürzt und hat in wuchertendem Falle den Gruber Franzl unter seiner Last begraben.

Eine lange Weile ist der Waldbreuter Jakob gestanden und hat mit entsetzten Augen hingestarrt auf den toten Mann, unfähig ein Glied zu rühren, unfähig einen Gedanken zu fassen. Dann hat es ihn plötzlich geschüttelt wie im Fieber und er ist hingefsprungen, um den riesigen Stamm von der eingedrückten Brust des Erschlagenen wegzuheben. Und hat sehen müssen, daß es da doch keine Hilfe mehr gibt.

Da ist er wieder ruhig geworden und ist zu Tal gestiegen, um die Kunde ins Dorf zu tragen: „Den Gruber Franzl hat ein fallender Baum erschlagen.“ Und wie ein Trost ist's ihm gewesen, daß er hat dabei denken können: „Jetzt hat die Wachsusterin ihre Ruh'. Um einen lieben Toten, den man im Himmel glaubt, weint sich's leichter als über einen Lebendigen, der einem die Erden zur Höll' macht . . .“

Es ist Nacht. Und die Nacht ist beim Waldbreuterhäusl zehnmal so finster als anderswo. Das Stück Ackerfeld, das seit dem Tode der Alten nicht mehr gerentet wurde, ist von Schwarzbeeren und Eriken überwuchert, der Wald ist im Lauf der Jahre immer näher hingekrochen zu dem kleinen Anwesen. Da dringt kein Sonnenschein, kein Mondlicht mehr durch die hohen Stämme, — nicht einmal im Häusl

drin ist Licht zu sehen, trotzdem der Jakob daheim ist.

Was brauchte der auch Licht zu brennen! Er sieht ja doch allüberall nur immer das eine, das Schreckliche: den stillen Mann unter dem gestürzten Baum und das rote Blut in dem grünen Blätterwerk. Muß sich anklagen dabei: ich bin's gewesen, der den Baum zum Fall hat gebracht, und darf das doch nicht laut sagen. Sonst tät' die Bachschusterin fragen: „Ja, warum denn nur? Um Gott's Christi willen, warum?“ Und alles wär' umsonst gewesen und das arme liebe Weib tät' auch jetzt seine Ruh' nicht finden können . . .

Plötzlich schreckt der Jakob zusammen. An Geister, die umgehen in der Nacht, glaubt er ja nicht, aber — war's nicht, wie wenn sich wer ins Haus geschlichen hätte? Mit angehaltenem Atem sieht er da in der Finsternis und lauscht auf die leisen, schlürfenden Tritte, die langsam näherkommen gegen die Stube . . .

Jetzt geht die Türe auf und eine zitternde Stimme fragt: „Jakob, bist nit daheim?“

Da wär' dem Jakob in seiner verzweifelten Stimmung schier ein Gespenst noch lieber gewesen. Die Bachschusterin kommt zu ihm in der Nacht . . .

Mit schlotternden Knien steht er auf, macht Licht und traut sich nichts zu sagen und nichts zu fragen.

Die Bäuerin steht wie ein lebloses Heiligenbild neben der Türe. Nur ihre Augen irren angstvoll zu ihm her und dann wieder weg von ihm, und ihre Brust hebt und senkt sich, als ringe sie mühsam nach Luft. Und endlich bewegt sie die blassen, blutleeren Lippen und spricht: „Ich bin dich um was bitten kommen, Jakob. Und gelt, du tußt mir's z'lieb', — wann ich auch einmal ungut bin g'wesen zu dir.“

Sie stockt und nestelt eine Weile an einem Tuch herum, das sie in den zitternden Händen hält, schüttet dann ein Häuflein Silbergeld daraus auf den Tisch vor ihm und fährt mit ihrer traurigen klanglosen Stimme fort zu reden: „Ein schön's Marterl hätt' ich gern aufgestellt dort droben — weißt — dort — — wo das Unglück g'scheh'n is. — Gelt, du tußt mir's bestellen und haßt Obacht, daß alles recht gemacht wird — —“

Der Jakob starret sie an und es ist etwas wie ein furchtbares Entsetzen in seinem Blick. Und stockend sagt er: „Alles tu' ich dir z'lieb, Bäuerin. Aber daß du das verlangst . . . Warum — warum kommst denn grad zu mir damit?“

„Weil ich Zutrau'n hab' zu dir,“ sagt die Bäuerin einfach. Und ganz warm wird's dem Jakob ums Herz, da sie dazusetzt: „Weil du ganz anders bist als die andern alle. — Schau, gesirchtet hab' ich mich immer vor dir, schon

von klein auf, und jetzt is's mir doch, als hätt' ich niemanden mehr auf der Welt, der's so gut zu mir meint wie du. Ich weiß selber nit, wie das gekommen is. Hab' auch nit gefragt danach und bin halt her zu dir in meiner Not. Und jetzt bitt' ich dich noch einmal — mit aufg'hobene Händ' bitt' ich dich: laß das Marterl aufrichten für meinen armen Franzl und — p'leg mir das Rosenstöckl, das ich auf sein Grab hab' 'pflanzt und — gelt ja, du vergißt mir nit drauf, — wann ich selber sterben sollt', — neben seiner möcht' ich halt gar so gern begraben sein — —“

Dabei sind ihr ununterbrochen die Tränen aus den Augen geronnen und ihr Reden ist zu einem kaum mehr vernehmbaren Flüstern geworden. Aber der Jakob hat deutlich jedes Wort vernommen und hat auch den furchtbaren Sinn herausgehört. Freiwillig aus dem Leben gehen — das ist nicht Brauch bei den Bergbauern. Die stehen trotzig aufrecht wie die starren Felsen ihrer Heimat, was auch kommen mag. Aber die Bachschusterin ist anders wie die andern, — die weiß wohl nicht einmal, daß das Weinen um einen lieben Toten auch eine Erlösung ist . . .

Rauh faßt er sie am Arm. „Was red'st denn da, Bäuerin? Wirßt doch nit so jung ans Sterben denken?“

Aber sie schüttelt nur leise den Kopf und lispelt tonlos vor sich hin, als rede sie gar nicht zu ihm: „Der Mensch tut nit immer das, was er mag, — der tut das, was er muß. Und ich muß. Und ich mag auch . . .“

„Bäuerin!“ schreit der Jakob wild auf, läßt ihren Arm fahren und schlägt sich mit den Fäusten an den Kopf. „So wär' alles umsonst gewesen, was geschehen ist?“

„Was geschehen ist?“ fragt sie und schaut ihn plötzlich mit ganz entgeisterten Augen an. „Was ist denn geschehen, das umsonst hätt' können sein?“

Dieser Frage, diesem Blick hält der Jakob nicht mehr stand. Auf den Stuhl neben dem Tische ist er hingesunken, hat die Arme auf die Platte gelegt und den Kopf drein vergraben und hat geschluchzt, daß es seinen ganzen starken Leib schüttelte. Und die Bachschusterin hat auf ihn hingeschaut und hat einen furchtbaren Schrei getan: „Jakob!“ Und ganz, ganz stille hat sie nach einer Weile dazugesetzt: „Du haßt mich gern g'habt von Kind auf, — jetzt weiß ich's erst so recht. Und du haßt mir meinen Mann erschlagen. Ist's wahr, Jakob?“

Da wühlt der Waldreuter den Kopf noch tiefer zwischen die Arme hinein und stöhnt: „Wann's durch meine Schuld is g'scheh'n, — ich hab's nit wollen. Und wann ich's gleich wollen hätt', — nur dir z'lieb hätt' ich's 'tan. Daß du dein Glück nit sollst verlieren, daß dich dein Mann nit betrügen soll mit andern . . .“

Kein Wort hat die Bäuerin mehr gesprochen, still hat sie sich abgewandt und ist hinausgegangen in die finstere Nacht. Und der Jakob ist am Tische sitzengeblieben, auch als die Lampe längst schon ausgebrannt gewesen, hat sich mit den Fäusten an den Kopf geschlagen und sich



„Du hast mich gern g'habt von Kind auf, — du hast mir meinen Mann erschlagen.“

die Haare ausgerauft und hat immerfort das eine denken müssen: „daß ich ihr das gesagt hab'! Daß ich ihr das hab' sagen können! Jetzt wird sie erst ganz unglücklich sein . . .“

Bevor noch der junge Tag sein warmes Rosenrot über die kalten weißen Tafeln der Zirnfelder gelegt, ist der Jakob mit sich ins reine gekommen. Das Geld, das die Bachschusterin am Tisch hat liegengelassen, steckt er zu sich; was er an Ersparnissen findet in seiner Truhe, steckt er zu sich und wandert damit hinaus gegen das Dorf.

Beim Rainerhäusl klopft er den alten Simmerl, der die Marterln und die Totenkreuz malt, aus den Federn. „Eine Bestellung hätt' ich. Ein Bildstöckl, ein recht schön's, mußt mir aufrichten im Schlagwald. Für den Gruber Franzl. Weißt, dort wo ihn das Unglück hat getroffen.“

Der Simmerl reibt sich den Schlaf aus den Augen und sagt verwundert: „Ja, wieviel Marterln wollt's denn dem Gruber Franzl noch setzen? Grad heut in der Nacht hat ja die Bachschusterin selber schon eins b'stellt und auch für den Platz im Schlagwald droben.“ Und da ihn der Jakob gar so verständnislos anstarrt, erklärt er ihm die Sache näher: „Wie ich dir's sag'.

Mitten in der Nacht klopft's an mein Fenster, und wie ich schau', steht die Bachschusterin draußt. Ihr Häusl will sie verkaufen und das Geld will sie zur Halbscheid der Kirchen schenken, daß alle Feiertäg' eine stille Mess' g'lesen wird für ihren toten Mann, und zur Halbscheid der Feuerwehr auf eine neue Spritzen, weil die ganze Mannschaft in Parad' ausgerückt is bei der Leich'. Oder auch nit grad zur Halbscheid, denn für das neue Schulhaus gibt sie auch was her, weil die Schulkinder gar so viel schön g'sungen haben bei der Leich', und halt alles tut sie verschenken, bis auf das, was sie braucht, um eine kleine Kapell'n im Schlagwald bauen z' lassen mit ein' schön' Motivbildl drein. Und was das kost't, das nimmt sie derweil auch nur leihweis weg von dem Geld. — Frei g'meint hab' ich, sie is irr worden im Kopf, daß sie mich mitten in der Nacht aufweckt, grad nur, um mir das alles zu erzähl'n und um mich z' fragen, was so eine Kapell'n kosten tät'. Aber freilich, so eine eigene is die Bachschusterin ja ihr Lebtag g'wesen. Und unjereinem geht's schwer in den Kopf, daß eins sein' ganze Sach' verschenken und dann als armer Dienstbot' sich verdingen will. Denn das Geld, was die Kapell'n kost't — hat sie g'sagt — das will sie so nach und nach durch ihr' eigene Arbeit aufbringen. Nur daß die Leut' sehen sollen, wie gern sie ihren Franzl immer noch hat, und daß das dumme Gered' ein End' hat, das einer hat aufbringen wollen: daß nämlich der Franzl andre lieber hätt' g'sehen als sein Weib. — Jetzt frag' ich dich, Waldreuter: muß man nit glauben, das Weib is verrückt worden? Wann-gleich sie sonst ganz g'scheit und ruhig daher-g'red't hat, wie wann sie sich schon lang über das Unglück tröst't hätt' g'habt . . .“

Der Jakob achtet nicht mehr auf die Frage des Alten. Der hat aus der ganzen Erzählung nur das eine herausgehört, daß die Bachschusterin weiterleben will — ihrem toten Mann zulieb'. Da hat er befreit aufgeatmet und hat dem Simmerl ein Tüchel mit einem schweren, klingenden Inhalt hingehalten. „Simmerl, auf dein' Ehr' und Seligkeit hin — das rechnest der Bachschusterin ab von dem, was ihr die Kapell'n kost't. Aber kein Sterbenswörtel derfst' ihr sagen davon, sonst soll's dich reuen noch auf deinem Totenbett!“

Und so grauslich schaut er den Simmerl an dabei, daß der hoch und heilig alles verspricht, was der Jakob von ihm verlangt, und sich nur dabei im stillen denkt: „Jetzt is der auch verrückt geworden . . .“

Der Jakob aber geht mit hastenden Schritten weiter, geraden Weges zum Grabnerwirt, wo eben die rothhaarige Kellnerin mit verschlafenen Augen ins erste Morgengrauen blinzelt. „Ze, da schau her, der Jakob!“ ruft sie ihm ver-

wundert zum Gruß entgegen. „Wo kommst denn du schon her?“

Ganz nahe tritt der Jakob an sie heran und flüstert leis und hastig: „Das silberne Kettlerl mit dem Kreuzl dran mußt mir wiedergeben...“

Da fällt ihm die Dirn in die Rede: „Jetzt du bist mir aber der Rechte! Vor ein paar Wochen hast mir's g'schenkt und jetzt willst es wieder haben! Was hab' ich denn tan, daß d' harb bist auf mich? Gar nimmer anschau'n laßt dich, ob ich mir auch die Augen auswein' nach dir...“

„Red nit lang 'rum,“ unterbricht sie der Jakob aber ungeduldig. „Liegt dir ja doch nix an mir. Und mir nix an dir. Nur das Kreuzl muß ich haben, und daß dir nit gar z' leid is drum, schau, kaufft dir halt ein anderes dafür, ein schöneres.“

Wie die Kexel das viele Geld sieht, das ihr der Jakob hinhält, nestelt sie schnell das Kettlerl vom Hals und legt es in seine gierig danach greifende Hand. „Wann du so einer bist, daß d' alle vier Wochen ein'n andern Schatz hast, so brauch' ich dich freilich nit! Und dein Geld auch nit...“

Als der Jakob aber nur um die Ecke gebogen ist, hebt sie doch das Tüchel mit den Silbergulden, das er ihr auf die Hausbank hingelegt hat, schnell auf, schaut sich nach allen Seiten um, ob die ganze Geschichte auch niemand gesehen hat, und geht mit lachendem Gesicht in ihre Kammer zurück.

Und der Jakob schreitet mit wuchtigen Schritten die Landstraße dahin gegen die Talweite. Keinen Blick tut er mehr nach den heimatlichen Bergen, sein Auge haftet am Boden, als suche es im Straßenstaube nach etwas Verlorenem, Unwiederbringlichem.

Gegen Mittag hat er die Wallfahrtskirche „Maria am Wege“ erreicht. Mit zitternder Stimme bittet er den Priester, daß der das silberne Kettlein weihe und dem Gnadenbilde um den Hals lege „auf eine gute Meinung“.

Das gramzerwühlte Gesicht des Burschen spricht deutlich genug seine Not und Bedrängnis aus — da braucht der Priester nicht lange erst zu fragen. Nur das eine fragt er mit milder Stimme: „Willst du es der heiligen Gnadenmutter selber umgeben?“

Der Jakob schüttelt nur hastig abwehrend den Kopf und bleibt im hintersten Winkel der Kirche stehen, bis das einzige Schmuckstück seiner toten Mutter an der Statue der „Maria am Wege“ glänzt.

Dann geht er eilend weiter durch Sonnenbrand und Straßenstaub. Am Wege sprudeln Quellen und Brunnen, — er fühlt keinen Durst. In den Dörfern, die er durchheilt, laden schattige Wirtschaften zu stärkendem Mahl, — er fühlt keinen Hunger. Und es wird Abend und wird

Nacht, und er wandert immer weiter und weiter und fühlt keine Müdigkeit.

Am Morgen des nächsten Tages hat er die Stadt erreicht und fragt den ersten Schutzmann, den er sieht, nach dem Gericht, „wo die Leut' eing'sperrt werden, die einen Menschen erschlagen haben.“ Der Mann schaut ihm starr in das übernächtigte Gesicht und sagt ihm höflich Bescheid. Ja, so freundlich ist er, daß er ihn gleich selber bis zum Tor des großen grauen Gebäudes bringt und dort einen andern Schutzmann bittet, er möge den fremden Burschen, der sich in der Stadt nicht auskennt, zu dem und dem Herrn führen.

Und endlich steht der Jakob Waldreuter vor dem Richter und sagt ihm ganz genau, warum er eigentlich da hergekommen ist. Und bittet mit aufgehobenen Händen, daß in der Schrift, die der Herr Richter da nach seinen Aussagen zusammenschreibt, vor allem auch das eine stehe: daß der Gruber Franzl keine Liebschaft hat gehabt mit einer andern Dirn und daß sein letztes Wort noch ein Beten ist gewesen für das Glück seines Weibes. Und daß er, der Waldreuter Jakob, nur den Baum auf ihn geworfen hat aus lauter Haß und Eifersucht... .

Eine Stunde später haben sie den Jakob durch allerhand lange Gänge geführt und dann in eine kleine Zelle geschoben. Es wäre gar nicht notwendig gewesen, die schwere Türe so fest hinter ihm zu versperren. Der Jakob hat sich ganz ruhig auf die harte Pritsche gesetzt, hat durch das kleine Gitterfenster auf das Stückchen graue Mauer hinausgeschaut und ein ganz zufriedenes Gesicht dazu gemacht. „Jetzt wird die arme Bachschusterin, die liebe, doch ihren Frieden wieder finden! Und vielleicht wird sie noch einmal so recht, recht glücklich werden...“

Ein Jubiläum.

Erzählung von Franz Voas, Wiesbaden.



er Christian!“

Die Frau hatte es laut ausgerufen; der Eimer, mit dem sie eben zum Brunnen hinüber gewollt, war ihr beinahe aus der Hand geglitten. Flugs setzte sie den Eimer auf die Fliesen hin, mitten im Hof ließ sie ihn stehen, und dann ging sie behende auf die weit offene Torfahrt zu, wo der junge Bursch eingetreten war. Im Gehen aber wischte sie sich noch geschwinde beide Hände an ihrer blauen Küchenschürze ab. Der junge Mensch, wie er jetzt so